ND-Z-0003

Titel

Wiener Journal – Erwähnungen von Charles Nessler

Dokumenttyp

Zeitungsartikel

Zeitung

Wiener Journal

Ausgabe

25. Januar 1931

Ort

Wien

Sprache

Deutsch

Kurzbeschreibung

Zeitungsseite des **Wiener Journal** vom **25. Januar 1931**. Charles (Karl Ludwig) Nessler wird mehrfach innerhalb verschiedener Beiträge erwähnt. Die Seite dokumentiert, dass Nessler auch Anfang der 1930er Jahre weiterhin in der Presse präsent war.

Historische Bedeutung

Die Zeitung belegt die anhaltende öffentliche Wahrnehmung Charles Nesslers lange nach der Einführung der Dauerwelle. Die mehrfachen Erwähnungen zeigen, dass seine Person weiterhin als Referenz für die Entwicklung der Dauerwelltechnik diente.

Personen

- Charles (Karl Ludwig) Nessler

Orte

- Wien
- New York (je nach Artikelinhalt)

Schlagwörter

- Charles Nessler
- Karl Ludwig Nessler
- Dauerwelle

- Permanent Wave
- Wiener Journal
- Presse
- Friseurgeschichte
- 1931

Bemerkungen

- Originalseite vorhanden (O).
- Markierter Ausschnitt vorhanden (A).
- Mehrere Erwähnungen auf derselben Zeitungsseite.
- Vollständige Transkription der einzelnen Artikel steht noch aus.

Originaldokument

aus. Ich war parlamentarischer Berichterstatter. Der einzige Journalist im Parlament, der von der Panama-Gesellschaft nie einen Heller erhielt.

Die beiden Lesseps (der Suezkanal-Erbauer und sein Sohn) waren nicht Schuldige, sondern Opfer. Der Ruralbau in Panama verschlang Unsummen. Eine Emission folgte der anderen. Das Vertrauen der Unterzeichner mußte warm gehalten werden. Eine einzige Alarmnachricht in der Presse, eine einzige Interpellation im Parlament, konnte die ganze Gesellschaft zugrunde richten. Sie begann also zu zahlen...

Wie naiv waren damals die Menschen! Wie wenig verstanden sie, Schweigegelder zu geben und zu nehmen! Stellen Sie sich vor: man nahm Schecks an, man unterzeichnete Quittungen über empfangene Summen. Qualifizierte Korruption! Inzwischen ist man fortschrittlicher geworden. Der Mann der Cluseret-Zeit handelt flüger: er gibt nicht nur keine Quittungen, sondern nimmt auch kein Geld. Ist man Rechtsanwalt, so wird man eben der Juristerei der Gesellschaft, ist man Grundbesitzer, so bekommt man Optien für eine Bagatelle, ist man Geschäftsmann, so erscheint ein Aktienanteil angebracht, oder zumindest irgendein Kontrakt, der dann für runde Summen verkauft werden kann...

Damals nahm man Banknoten gegen Quittung. Einer erzählte dem anderen, daß die Panama-Gesellschaft nicht gehe, und immer neue Forderungen wurden laut. Alle forderten, und die Gesellschaft zahlte allen. Und blieb ihr somit übrig, über zwei- dort fünftig Tausendes; auch hunderttausend, wenn es sich um bedeutende Männer handelte. Wie Ratten auf verendetes Vieh stürzten sich alle auf die unselige Gesellschaft, bohrten sich winselnd in ihr lebendiges Fleisch, rissen, zerrten und verschlangen es. So zynisch waren die Komptoirmiliarden, daß es vielleicht doch nicht zur Guillotine gekommen wäre, wenn schließlich die Gesellschaft nicht gezwungen gewesen wäre (weil niemand mehr neue Panama-Aktien zeichnen wollte), eine Prämienanleihe auszuschreiben. Im Sinne des Gesetzes bedarf die Ausschreibung einer Prämienanleihe der Genehmigung des Parlaments, und nun begann der Schacher in ganzer Großzügigkeit in der Kammer selbst. Arton, der große Gauner, hielt Markt in den Vorzimmern der Kammer und kaufte die Stimmen in öffentlicher Versteigerung.

Die Stimmung war unglaublich. Reinach-Skandal und Formenin-Herz-Affäre kamen dagegen. Zuerst Juden, deren Kompromittierung den Antisemitismus führte. „Affen Varaie" schlug die Tribüne. Spruch natürlich nur von einer korrupten jüdischen Presse. Doch Bathaut, der Minister für öffentliche Arbeiten, hatte zahlreiche Feinde. Ein kleiner Zeitungsschreiber der Provinz schrieb als erster in irgendeinem Käseblatt des Departements Seine et Loire (Bathaut Wahlbezirk), der Minister für öffentliche Arbeiten habe von der Panama-Gesellschaft Bestechungsgelder angenommen.

Dies war das Streichholz, das die Lawine ins Rollen brachte. Der Skandal konnte nicht mehr unterdrückt werden, der parlamentarische Ausschuß wurde gewählt, die Oeffentlichkeit wollte die Wahrheit erfahren, und der einzige Weg hiezu, die Angelegenheit peinlich in die Länge zu ziehen und zu verwischen. Und da ereignete sich das Unerklärliche, das Wunderbare. Bathaut, noch unter der Last der Anschuldigungen zusammen, sein Gewissen erwachte, er wollte beichten. Er gestand, was kein Mensch fragte, daß er von der Panama-Gesellschaft 750.000 Franc erhalten habe. Drei Viertelgeständnissen. Er wurde verhaftet und schnitt sich am selben Abend mit dem Rasiermesser die Kehle durch...

Gespräch mit Sacha Guitry.

Der Bühnenautor und der Sprechfilm.

Von

Hans Wieland.

Berlin, im Januar.

Wohl nur die wenigsten haben gewußt, daß sich Sacha Guitry Urlaub des Jahres für einige Tage inkognito in Berlin aufgehalten hat. Er war in die Reichshauptstadt gekommen, um mit einem führenden Tonfilmunternehmen wegen Verfilmung eines seiner erfolgreichsten Werke in Unterhandlung zu treten. Wie ich höre, ist der Vertrag bereits abgeschlossen worden und sollen demnächst schon die Besetzungsfragen erörtert werden.

Anläßlich dieser geschäftlichen Transaktionen hatte ich Gelegenheit, mit Sacha Guitry eine kurze Plauderstunde zu verbringen. Nachdem Vernehmen vor einigen Monaten sein begeistertes Bekenntnis zum Sprechfilm und gegen das Theater vom Stapel gelassen hatte, interessierte es mich, Guitrys Meinung zum gleichen Thema zu erfahren.

„Ich glaube an den Sprechfilm, da er nun einmal existiert", sagte der Theaterautor und -spieler. „Freilich ist er heute noch unvollkommen. Er steckt noch, wie man zu sagen pflegt, in den Kinderschuhen. Aber er wird heranreifen, er wird unter dem Einfluß der Technik sich durchaus imstande sein und sich zu einem leidlichen Kunstbildner entwickeln.

Damit ist keineswegs gesagt, daß er das Theater verdrängen wird. Es gibt nichts auf der Welt, was sich gegen Kunst und Überlegen genug fühlte. Man müßte von jedem Sinn für seine eigene Kunst verlassen sein, um jemals glauben zu können, daß der Film einen ernstlichen Schaden zufügen könne. Soll man ernstlich ein Verfahren als „Kunst" bezeichnen, das während der zwanzig Jahre seiner Existenz kein einziges Meisterwerk hervorgebracht hat? Das Wesen der Kunst ist ihre Ewigkeitsgeltung. Molières Bühnendichtungen sind dreihundert Jahre alt und sind dabei jung, heutig und ewig. Ein Film aus dem Vorjahr dagegen ist heute schon alt und unmodern. Und betrachten wir ferner die Filmkunst von den berühmtesten Künstlern aus! Ich kenne keinen Filmhelden, keine Filmheldin, die imstande gewesen wären, so großes Können zu entfalten, daß ihr Name für die Dauer der Unsterblichen für würdig befunden worden wäre. Weder haben daß die Schauspieler der Bühne zustande gebracht. Ich berufe mich auf Sara Bernhardt und meinen eigenen Vater — im Kontakt mit dem Publikum waren sie imstande, große, nachschöpferische Leistungen zu geben.

Ich für meine Person vergleiche den Ton- und Sprechfilm mit dem Zeitungsfährroman, der die früheren Generationen erfreute und durch seine banale, sentimentale Handlung billige Idyllen förderte. Das gesamte Kinowesen — wer weiß, ob es jemals so große Popularität erlangt hätte, wenn nicht die Vorführungen so mit im Dunkeln vor sich gegangen wären!

Gelehrte. Beamte. Arbeiter. Künstler.

sind sich einig darüber, daß erfolgreiche Arbeit nur bei bester Kräftigung der Nerven möglich ist. Nervöse Menschen kennen nicht, kommen, kann. Die Erhaltung und Stärkung der Nerven, zur Gesundheitskur der Organe, zur Verhütung von Nervenzerrüttung gibt es ein zuverlässiges Mittel.

DIANA

Franzbranntwein mit Menthol!

Anwendung: Äußerlich zu Einreibungen, Umschlägen, Abwaschungen; innerlich als Mund- und Gurgelwasser sowie zu verschiedenen anderen Zwecken. Viele ärztliche Gutachten bestätigen seine ausgezeichnete, ja geradezu überraschende Wirkung und empfehlen es für den Hausgebrauch.

Diana Franzbranntwein soll in keinem Haushalt fehlen

Verlangen Sie ausdrücklich „DIANA" und nehmen Sie nur „DIANA". Fälschungen und minderwertige Nachahmungen sind in jedem besseren Geschäft erhältlich!

Vom Dorfjungen zum Multimillionär.

Karl Kehlers Werdegang.

Von unserem Londoner Korrespondenten.

London, im Januar.

Karl Kehler, der in einem kleinen Nest des deutschen Schwarzwaldes geboren, in den denkbarsten Verhältnissen. Seine Eltern wollten einen Dorfschreiber aus ihm machen, aber der Junge, der natürlich schon den Marschallstab in der Tasche hatte, erkannte, daß der Horizont des Dorfamtes in irgendeinem Ministerium ein unrühmliches Ende fand, während er einen Direkt erstrebte, dessen Horizont so weit reicht, als Schiffe und Bahnen Menschen zu tragen vermögen. Er fattelte also nur um und ging zum Dorfbarbier in die Lehre. So grotesk das klingt, es ist gar nicht so dumm, denn es gibt keine Berufe, die so angesehenen sind an Freizügigkeit, Internationalität und Möglichkeiten, als die der Friseure.

Und dieser Lehrzeit wurde Kehler immer lustig zu erzählen, wie man zu als Bader zum Zähne ziehen müssen und dabei oft den falschen Zahn erwischte; wie man sich da half, indem man den verschentlich gezogenen Zahn schnell durch das Loch des Waschbeckens verschwinden ließ und dem Patienten dafür einen Brei für diesen Zweck bereitliegenden allen zerfressenen Zahn vorwies. Hochbefriedigt, dieses Ungeheuer von Zahn losgeworden zu sein, zahlte der Bauer gern sein Geld. Aber auch diese Lehre sollte ein vorzeitiges Ende finden. Als er eines Tages allein im Geschäft war, kam ein Mädel aus der Wäschemangelgasse, bot ihr Finger in die Schneidemaschine geraten war. Er hatte keine Ahnung, was zu tun, aber er wußte, daß man von der Kulanz des Baders sofortige Hilfe erwartete, und mit der Entschlußkraft und der stets aufs Ganze gehenden Energie, die ihn immer auszeichnete, schnitt er einfach das verletzte Fingerglied ab. Mit dem Resultat, daß er Lehrstelle und Heimat sluchtartig verlassen mußte. Und mit dem weiteren Resultat, daß er von demselben Mädel zahlre ein Danksagen bekam, denn während in ähnlichen Fällen die dahin immer der Finger zwar geheilt, aber das Glied teil blieb, bekam dieses Mädel tausend Mark von der Versicherung für das verlorene Glied.

Auf der Walze in der Schweiz hörte dann der junge Mann die für jeden guten Deutschen anspornde Kunde von Ländern, in denen kein Teufel nach Jungfrauen und Lehrbüchern fragt, sondern nur nach dem Können des Menschen. Das war etwas für ihn. Sofort änderte er seine Front: auf nach England. Auf Handwerksburschenart arbeitete er sich den Rhein hinunter und übers Wasser. Wieder aufs Ganze gehend, sagte er sich, daß er diese Freiheit gründlich ausnutzen müsse, und so setzte er den Entschluß, gleich als Damenfriseur aufzutreten, da diese Seite des Berufes die einträglichere ist. Mit grenzenloser Dreistigkeit nahm er sofort in einem der besten Geschäfte in der Londoner Theatergegend eine Stellung als Damenfriseur an. Natürlich kam es sofort heraus, daß er von der Damenfrisiererei keine Ahnung hatte, aber dem Chef gefiel seine Art und er behielt ihn. Nun ging es schnell vorwärts. Schon nach wenigen Jahren eröffnete er ein Geschäft mit seiner ersten Erfindung: künstlichen Augenwimpern. Aber das ist kein Massenartikel und das Geschäft ging krachen. Sofort ging er auf eine neue Idee los: eine Perle, die hält. Die Tage brauchte er für seine Versuche, seinen Bedarf suchte er sich in der Zeit nachts mit der Stoppschere in der Tasche in den manchmal dicht und Barbiersalon. Seine Schwierigkeit war die, daß seine Versuche stets am lebenden Kopf gemacht werden mußten. Die Zimmervermieterin war das Objekt. Die mußte er oft auf die Suche nach einem neuen Zimmer gehen, wobei er weniger Wert auf eine gute Einrichtung der Wohnung, als auf einen üppigen Haarwuchs der Vermieterin legte. Endlich er es herausgefunden hatte, wurde gleich ein eigenes Geschäft dafür eröffnet. So wurde die Dauerwelle geboren.

Die Sache schlug bei den Damen ein und es ging ihm bald sehr gut. Er wäre schon damals reich geworden, wenn sich nicht das ganze Gewerbe wie ein Mann gegen ihn und seine Sache erhoben hätte. Die Friseure waren alle der Ansicht, die Dauerwelle müsse das Gewerbe ruinieren und an den Pranger bringen. Vergeblich klagte Kehler gegen dieses Vorurteil an, Kehler wußte er nun zu gut, daß seine Dauerwelle ohne Mithilfe des Gewerbes nie die ganz große Sache werden konnte.

Da gelang es ihm, einen Bundesgenossen zu finden, der ihm die Wege zu ungeahnten Höhen ebnen sollte. Ein deutscher Journalist, der Korrespondent eines der größten Berliner Zeitungsverlage, hatte gerade in London eine neue englische Fachzeitung für Damenfriseure herausgebracht. Die Zeitung war täglich so überzeugend gut, daß sie im Handumdrehen alle Fachgeschäftsleute der Welt auf diesen Gedanken in den Schatten stellte und darum die größte Achtung der Branche genoß. Propagandistisch war sie mit einem so genialen Geschick komponiert, daß sie schon nach wenigen Ausgaben ein dichtes Abonnentennetz bis in die entferntesten Winkel der Erde aufweisen konnte. Dieser unerhörte Erfolg imponierte Kehler und er ging daran, dieses Verlags- und Redaktionsgenie für seine Sache zu gewinnen. Bei einem Frühstück Spaten in der damaligen deutschen Bierstube am Piccadilly „Zum alten Dombrimm" wurde der Pakt geschlossen, der die Dauerwelle so begreift über die Erde tragen sollte.

Da traf ihn im Jahre 1917 mitten im Großgeschäftes der Landesverweis als Deutschen. Sein Eigentum wurde sequestriert. Da Amerika noch nicht in den Krieg eingetreten war, ging er hinüber, durfte aber nicht mehr als tausend Pfund aus dem Lande mitnehmen. Ungemein bezeichnend für den Ruhm und entschlossenen Charakter des Mannes ist nun die Art, wie er drüben von neuem begann. Er mietete bei einem Friseur ein Zimmer, dann stellte er sich vierzehn Tage lang an die Ecken der Straße, sein Publikum zu studieren. Sobald er glaubte, sich auszukennen, ging er hin, legte von seinem Gelde, das er noch hatte, gerade genug beiseite, um zwei Tage lang essen zu können und investierte den ganzen Rest des Geldes bis auf den letzten Cent in Zuleute für den nächsten Tag. Der verwegene Coup gelang, gelang so gut, daß Kehler schon nach zwei Jahren zwei eigene ganze Geschäfte und ein Vermögen von über einer Million Dollar sein Eigen nannte. Es ergab sich aber ihm ein solcher Strom von Geld, daß ihm bisweilen selbst davor ekelte — er trug immer eine Bewachung des Geldes an sich zur Schau — und in solchen Launen zog er sich auf sein vierzig Landgut in Jersey zurück, wo er dann mit Hochgenuß wie ein Bauer mutterseelenallein hauste, wo er sich selber Kanalle, Inselle mit Jubiläumsställen, Brücken gebaut hatte, zwischen denen er dann halb angezogen herumlag, angelnd, malend, lesend, wo er nur alt, wenn er gerade Hunger hatte, und wo man mit ihm nur dann leben konnte, wenn man es genau so machte, aber auf eigene Faust. Man lebte mit ihm im Hause, aber es kam vor, daß man sich tagelang weder sah noch sprach. Er schlug damit bisher unwissen Weis mit dem Guten Geld ein gewaltiges Schnippchen. Ein großes Vergnügen, eine höhere Genugtuung haben ihm seine fünf Millionen Dollar wohl nie eingetragen. „Das elektrische Licht verdunkelt sich, wenn der Mann ins Zimmer tritt", so hat der Graphologe Raphael Schermann die alles überschattende Kraft der Persönlichkeit dieses Mannes gerichtet.

Kaiser Wilhelm zu „Bülows Denkwürdigkeiten."

München, 24. Januar. (Telunion.)

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichen in ihrer am Samstag nachmittag erscheinenden Sonntagsausgabe vom 25. d. M. einen Artikel ihres Redaktionsmitgliedes Dr. Friedrich Treffz, der sich kritisch mit den jetzigen erschienenen Denkwürdigkeiten des Fürsten Bülow auseinandersetzt. In einer Vorbemerkung sagt das Blatt, daß Treffz auch von Kaiser Wilhelm in Doorn empfangen wurde, wobei die von dem Verfasser des Artikels wiedergegebenen Aussichten des Kaisers über entscheidende Stellen des Bülowschen Nachlasses erhöhte Bedeutung gewinnen. In den Bülowschen Denkwürdigkeiten wird (wegen) auch der alten des Besuch über den Kaiserball in Venedig im April 1909) der damalige deutsche Botschafter in Rom Graf Monts, der sich „so völlig festgefahren" haben sollte, besonders hart abgefertigt. Als Fürst Bülow während des Krieges nochmals nach Rom geschickt wurde, sollen es nach ihm die Italiener des Botschafters v. Flotow gewesen sein, die seinen Mißerfolg verschuldet hätten. Treffz, der mit einem Brief des Fürsten nachweist, daß dieser sich vor seiner Abreise schon selbst nichts mehr von seiner Mission in Rom versprach, teilt weiter mit, daß außerordentlich interessantes Material aus der Hinterlassenschaft des Grafen Monts, durch den Schriftsteller Karl Heinrich Novak bearbeitet, veröffentlicht werden soll. Novak ist auch von den Freunden Kaiser Wilhelms alles Material übergeben worden, das den vielen Unrichtigkeiten und Gehässigkeiten in den Denkwürdigkeiten von Bülows die Spitze abbrechen soll, aber lediglich im Interesse der Aufklärung über die kriegspsychologische und zur Steuer der historischen Wahrheit, da Kaiser Wilhelm in Doorn es ablehnt, selbst irgendwie zu den Anklagungen Stellung zu nehmen, die seine Persönlichkeit betreffen. Dagegen werden alle in den Bülowschen Denkwürdigkeiten mehr oder minder gut qualifizierten, soweit sie am Leben sind, mit Heranziehung sonstigen amtlichen und nichtamtlichen Materials das Wort ergreifen. Staatssekretär a. D. v. Schoen hat dies bezüglich bereits das bekannten „Daily-Telegraph-Interview in der Oeffentlichkeit getan.

Es sind bekanntlich drei Aufsätze, die unsere Politik besonders nachteilig beeinflußt haben sollen: Die Krüger-Depesche, die Fahrt nach Tanger während der Marokkokrise, und das „Daily-Telegraph"-Interview. Kaiser Wilhelm hat auf direkte Frage die Versicherung gegeben, daß er im Sommer 1908, als er auf Highclift Castle als Gast Sir Stuart Mortleys weilte, niemals ein Interview, auch kein Gespräch mit einem Vertreter der Presse, auch nicht mit einem des „Daily Telegraph" gehabt habe. Der Kaiser ist der Ansicht, er habe durch seinen Besuch in England doch damals Gutes gewirkt. Er habe sich in zwangloser Weise mit seinen Gastgeber und vielen anderen Persönlichkeiten über alle möglichen politischen und andere Fragen unterhalten. Die englischen Freunde hätten aus einer Reihe von zwanglosen Aeußerungen ein Interview gemacht und ihr dringend ersucht, die Veröffentlichung im „Daily Telegraph" zu genehmigen. Die vielfach vertretene Ansicht, die Engländer hätten gewissermaßen das Gegenteil denkschrift, und deshalb so dringend für die Veröffentlichung plädiert, ist